

Edith Schreiber-Wicke

Im Schatten deiner Flügel

Roman



Amalthea

Edith Schreiber-Wicke

Im
Schatten
deiner
Flügel

Roman



Amalthea
Verlag

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



Der Umwelt zuliebe #ohnefolie

Besuchen Sie uns im Internet unter: amalthea.at

© 2022 by Amalthea Signum Verlag, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Johanna Uhrmann

Umschlagabbildungen: Markussäule Venedig © mauritius
images/age fotostock/Guillem López; Lagune © mauritius
images/Bernd Schunack

Lektorat: Senta Wagner

Herstellung und Satz: VerlagsService Dietmar Schmitz GmbH,
Heimstetten

Gesetzt aus der 10,7/13,97 pt Sabon LT Pro

Designed in Austria, printed in the EU

ISBN 978-3-99050-226-6

eISBN 978-3-903441-03-3

Prolog

Die Lagune Venedigs, Nacht

Es ist anders

Es ist anders als von Regisseuren inszeniert, in Nahtodberichten geschildert. Kein Film mit Lebensbildern im Zeitraffer. Keine Flashbacks in frühe Szenen der Kindheit. Oder Jugend. Aber auch kein Trailer aus den späteren Jahren. Weder Highlights noch Niederlagen. Nichts dergleichen.

Überhaupt kein Kino. Kein innerer Fellini, Pasolini, Visconti.

Da ist nicht einmal der so oft beschriebene Tunnel, weder mit noch ohne Licht am Ende.

Kein Begrüßungskomitee, zusammengesetzt aus jüngst oder längst verstorbenen Familienmitgliedern. Nicht, dass er sich etwas Derartiges gewünscht hätte. Ganz bestimmt nicht. Mit gutem Grund hat er zwischen sich und seine Familie eine beträchtliche Distanz und eine neue Staatsbürgerschaft gebracht. Aber das ist es nicht, womit sich seine Gedanken jetzt beschäftigen.

Seine Gedanken sind bei dem, was mit ihm in diesen Augenblicken passiert.

Sterben? Ist es das?

Natürlich hat er früher schon manchmal über den Tod nachgedacht. Seinen eigenen Tod. Wer tut das nicht? Goldhamster vielleicht. Aber so hat er es sich nie vorgestellt. So kalt, so dunkel, so nass.

Und so überraschend. Nichts hat ihn darauf vorbereitet, was geschehen würde. Nach der Explosion in seinem Kopf, nach dem kurzen Nichts ist er jetzt dabei zu ertrinken. Er spürt, wie er salziges Lagunenwasser in seine Lungen atmet, und weiß, dass er umgehend damit aufhören muss. Was er braucht, ist der Stoff, an den seine Lungen gewöhnt sind – Luft.

Das für Überlebensprogramme vorgesehene Nervensystem tut, was es soll, und arbeitet auf Hochtouren. Neuronen transportieren im Eiltempo per Botenstoff Notfallmeldungen und Befehle zur Lösung der Krisensituation.

Jetzt oder nie ist die Devise.

Jetzt oder nie mehr.

Adrenalin wird gepumpt. Alle für das Überleben wichtigen Körperfunktionen werden mit Notenergie versorgt. Wie so oft reichen die Notfallpläne aber nicht aus oder setzen zu spät ein. Man kennt das von Atomkraftwerken.

Die Nacht schlägt über ihm zusammen. Schwarz. Kalt.

Der verzweifelte Antrieb ist da, aber Arme und Beine verweigern die dringend nötigen Schwimmbewegungen. Panik übernimmt das Kommando. In Sachen Strategie noch nie eine gute Ratgeberin. Und dann beherrscht ihn nur noch ein Gedanke: Das kann es nicht gewesen sein.

Sein Projekt. Die unerzählte Geschichte. Wenn er untergeht, bleibt sie unerzählt. Dann hat ihm der Zufall vergeblich diese unglaubliche Story in die Hände gespielt. Zu früh sterben – das ist wie auf Urlaub gehen mit einem Stapel unerledigter Akten auf dem Schreibtisch.

Der Tod als unerwünschte Auszeit. Zurück bleibt ein Stapel ungelebten Lebens.

Jemand sagt etwas zu ihm. *Una storia ancora da scrivere*. Eine Geschichte, die noch geschrieben werden muss.

Er wird sie schreiben.

Falls er diese kalte, schwarze Nacht überlebt.

Die unerzählte Geschichte
Venedig, Sommer 1943



I

Die Musik ist immer da. Töne, so laut und klar in ihrem Kopf, dass sie nicht überrascht wäre, wenn andere sie ebenfalls hören könnten. Manchmal erwartet sie fast, dass jemand in ihrer Nähe irritiert stehen bleibt, zu einem der offenen Fenster hinaufschaut und wissen möchte, woher die Musik kommt. Aber ihr inneres Radio ist Privatsache. Einen mentalen Lautstärkereger hat es natürlich, für die Momente, in denen sie Brot kauft, ein paar Worte mit der Nachbarin wechselt. Damit sie nicht lauter reden muss als unbedingt nötig. Das würde auffallen. Und auffallen ist gefährlich.

Sie geht wie fast täglich über die kleine Brücke bei den Magazzini del Sale, dann weiter zur Punta della Dogana.

Un bel dì vedremo levarsi un fil di fumo ... Eines schönen Tages werden wir Rauch an der fernen Meeresgrenze aufsteigen sehen. Und dann erscheint das Schiff. Arie der Madame Butterfly. Musik einer unerfüllten Hoffnung. Der Rauch steigt zwar auf, das Schiff am Horizont erscheint tatsächlich und der ersehnte Mister Pinkerton ist an Bord. Aber leider in Begleitung seiner amerikanischen Ehefrau. Und mit dem Vorsatz ihr den Sohn wegzunehmen. Ihr das Einzige wegzunehmen, was ihr geblieben ist. Ende der Hoffnung. Wie das Libretto so spielt. Und das Leben.

Hoffnung. Mit dieser Materie kennt sie sich aus. Wenn auch das, worauf sie hofft, nichts mit Liebe zu tun hat. Weder enttäuscht, noch erfüllt. Man verliebt sich nicht in Zeiten wie diesen.

Was Sex betrifft, den hat sie gelegentlich. Mit sich selbst. Na und. Selbstbefriedigung ist schließlich Sex mit

jemandem, den man gut kennt und mag. Es hat Vorteile als Tochter eines Freidenkers und Arztes aufzuwachsen. Der seine Patienten nicht nur vom Tripper befreite, sondern auch von der Furcht, Onanieren führe zu unheilbaren Hirnschäden.

Sie lehnt sich an eine der Säulen der ehemaligen Zollstation und sieht zu, wie sich letzte Morgennebel im Bacino San Marco vergeblich, aber sehr dekorativ dagegen wehren, von der Sonne aufgelöst zu werden. Der Schleiertanz einer stadtgewordenen Salome. Schön anzusehen, aber die Schönheit ist obszön. Und unbarmherzig. Wie Jochanaan erzählen könnte, wenn er erzählen könnte.

Ah! Ich, ich habe deinen Mund geküsst ... Problemlos wechselt das innere Klassikprogramm die Oper und den Gesangspart. *Es war ein bitterer Geschmack auf deinen Lippen ...* Die Salome hat sie einstudiert, aber nur zwei Mal gesungen. Sie weiß, dass Else Schulz derzeit die Partie in Wien singt. Zuletzt am 24. Juni dieses Jahres. Knapertsbusch am Pult.

Ein bitterer Geschmack ...

Täglich mehrmals tauscht sie das innere Musikprogramm gegen BBC oder Radio Vatikan und hofft zu hören, dass der Wahnsinn zu Ende ist.

Es ist Sommer in Venedig, Sommer im Jahr 1943. Der Sommer nach Stalingrad. Der Anfang vom Ende des Tausendjährigen Reichs wie Radio Londra prophezeit. Wenn er nur schon anfangen würde, der Anfang.

Die Stimme, die innere Stimme, die sonst keiner mehr hört, ist die Stimme von Lilly Bergmann, vielversprechende Sopranistin bis zum rassegesetzbedingten Karriereknick. Aus Wochen wurden Monate, dann Jahre. Sie zählt nicht mit. Als sie in ihr Exil nach Venedig ging, fing die Zeit an, seltsamen Gesetzen zu folgen. Auf lähmenden Stillstand, wie die feuchtheiße Sommerluft über der Lagune, wie die

regenschweren Ewigkeiten des Winters, folgen Tage, getrieben vom Scirocco oder von der Bora.

Was sie manchmal verletzt, ist die erbarmungslose Schönheit, der sie hier ausgesetzt ist. Sonnenaufgänge, Sonnenuntergänge, so farbgewaltig, als wären sie von Turner gemalt. Unanständig schön, weil Schönheit zur Beleidigung geworden ist, seit der Mann mit der seltsamen Barttracht und dem noch seltsameren Gruß die Welt zu seiner Bühne gemacht hat.

Ein Witz.

Ein Witz, über den man besser nicht lacht. Sie denkt an ihren Freund Robert Dorsay. Schauspieler, Kabarettist, Antifaschist. Im Freundeskreis bekannt für seine wagemutigen politischen Witze.

Zwei Psychiater begegnen einander. Sagt der eine: »Heil Hitler!« Darauf der andere: »Leicht gesagt!«

Du wirst dich noch einmal um Kopf und Kragen witzeln. Ständige Warnung von Freunden. Ist doch ein Witz, für einen Witz wird man nicht umgebracht. Sagt Dorsay. Nicht einmal in Zeiten wie diesen. Unterschätzt er die Gefahr?

Was gibt's für neue Witze? Zwei Monate Dachau!

Robert Dorsay ist im Widerstand. Nur hantiert er nicht mit Flugzetteln oder Sprengstoff. Der Sprengstoff liegt in seinen Anekdoten und Witzen, die weitergeflüstert werden.

Bei Müllers läutet das Telefon. Falsche Verbindung. Eine Stimme sagt: »Entschuldigen Sie, ich habe falsch gewählt.«

Müller antwortet: »Das haben wir alle!«

Flüsterwitze. Mit der inneren Stimme darf man sie erzählen. In der Lautstärke derer, die überleben wollen. Also ohne Ton.

»Ein kleiner Aff«, so hat die Jüdin Blanca Moser angeblich den Mann aus Braunau am Inn genannt. Unerhörter-

weise sogar hörbar für andere. Sie fühlt sich offenbar sicher in der Popularität ihres Ehemannes Hans Moser. Vertraut darauf, dass die Unantastbarkeit des berühmten Nuschlers auch sie einschließt. Mutig? Oder die Realität verkennend?

Sie selbst ist nicht mutig. Sie möchte leben. Sie möchte ihren Vater wiedersehen. Und irgendwann wieder vor Publikum singen.

Immer öfter, vor allem in den schwebenden Momenten nach dem Aufwachen, wenn die sogenannte Wirklichkeit nicht mehr ist als eine Möglichkeit, hat sie Schwierigkeiten zu realisieren, dass es kein skurriles Stück ist, das da gespielt wird. Der mäßig begabte Landschaftsmaler, den sie an der Kunstakademie nicht wollten, keine überzeichnete Figur aus der Feder eines ebenso mittelmäßigen Librettisten mit Albträumen. Aber Tatsache ist, dass sie sich in einer kleinen Wohnung in der Nähe der Salute-Kirche versteckt und nicht mehr weiß, ob es ihre Stimme noch gibt. Dass ihr Vater in ein Konzentrationslager gebracht wurde und sie seit Monaten keine Nachricht von ihm hat. Dass Menschen wie Robert Dorsay für das Erzählen eines Witzes eingesperrt werden können. Auch ermordet? Das wohl nicht – oder doch?

Niemand aus ihrer Familie, aus ihrem Freundeskreis hat ihn ernst genommen, den Mann aus Braunau. Ein fataler Fehler, wie sich im Lauf der Jahre herausstellte.

Jüdischsein war nie ein Thema in ihrer Familie. »Religion ist eine Droge, egal an welchen Gott man glaubt. Und ich bin gegen Drogen.« Das Credo ihres Vaters, Doktor Nathan Salomon. Arzt aus Berufung. Salomon ist auch ihr Name. Für die Bühne hat sie den Familiennamen ihrer verstorbenen Mutter angenommen: Bergmann. Die schwedische SchauspielerIn Ingrid Bergman ist zwar auch jüdisch, aber keiner weiß davon. Ein Name, der so schön deutsch klingt! Der Vater hielt die Namensänderung für vernünft-

tig. Papa! Gedanken können körperlich schmerzen. Besonders Gedanken. Irgendwo zwischen Zwerchfell und Kehlkopf.

O mio babbino caro! Da ist sie wieder, die Musik. Eine Weile hört sie einfach zu. Lässt die innere Stimme Töne aus der Erinnerung holen. Hat das Gefühl, das Vibrieren der Stimmbänder zu spüren. Arie der Lauretta aus *Gianni Schicchi*. Auch die hat sie gerne gesungen. Wie alles von Puccini.

Sie weiß nicht, wo ihr Vater jetzt ist. Nur, dass sie ihn abholten, während sie auf der Bühne stand. Donna Anna in *Don Giovanni*. Für sie die letzte Vorstellung, weil die Direktion ihren Vertrag plötzlich kündigte. Bergmann statt Salomon. Ein kleiner Aufschub. Mehr nicht. Jedenfalls war sie nicht zu Hause, als die Stiefel durch das Treppenhaus polterten, die Türglocke ungeduldig im Dauerton schrillte. Abends. Normalerweise kommen sie in den frühen Morgenstunden.

Hatte die Musik sie gerettet? Einfach weil sie zufällig nicht in der Wohnung war? Oder war es Absicht, ihr die Gelegenheit zur Flucht zu geben? Weil sie für die Wiener Opernbesucher schon ein Begriff war? Zumindest für die Kenner unter ihnen. Wie seltsam, dass sie in Mozarts Oper gegen den Mörder ihres Vaters auf Rache sann, während ihr eigener Vater von staatlich autorisierten Verbrechern abgeholt wurde. *Or sai chi l'onore rapire a me volse, chi fu il traditore che il padre mi tolse ... Jetzt weiß ich, wer mir die Ehre rauben wollte, wer der Verräter ist, der den Vater mir genommen.*

Noch während der Vorstellung der Anruf der Nachbarin. »Mein Gott, Fräulein Bergmann, gut, dass ich Sie erreiche! Die SS war da. Die haben den Herrn Doktor mitgenommen. Was für ein Unglück. Sie dürfen auf keinen Fall herkommen! Wahrscheinlich wird die Wohnung überwacht.« Das Telefon stand in der Garderobe. Die Donna

Elvira der Vorstellung hörte zufällig mit. Zog die richtigen Schlüsse aus ihren verzweifelten Fragen an die ratlose Nachbarin.

»Du musst untertauchen. Singen lässt man dich so und so nicht mehr. Du wohnst für die nächsten Tage bei mir. Dann sehen wir weiter.«

»Aber ich muss herausfinden, was mit meinem Vater geschieht.«

»Deinem Vater kannst du im Augenblick nicht helfen. Geh nach Amerika, die Met wartet. Ich habe Verbindungen.«

»Nicht ohne meinen Vater. Außerdem verhaftet man mich spätestens am Flughafen.«

»Dann wenigstens weg aus Wien. Du kannst meine kleine Wohnung in Venedig haben.«

»Venedig? Aber die Italiener sind doch auch auf der Seite der Deutschen.«

»Die Italiener vielleicht, aber die Venezianer sind immer nur auf Seiten der Venezianer.«

»Und Mussolini?«

»Der hatte jahrelang eine jüdische Geliebte. Noch nie von Margherita Sarfatti gehört? Venezianerin übrigens. Der Mann hat garantiert nichts mit Antisemitismus im Sinn.«

»Außer er möchte seinem Freund in Deutschland einen kleinen Gefallen tun.«

»Ach was. Venedig ist zu schön für Antisemitismus. Du wirst es mögen.«

»Warum tust du das für mich?«

»Erstens bin ich im inneren Widerstand und zweitens in dich verliebt.«

»Aber ich ...«

»Jaja, schon gut, ich habe gesehen, wie du diesen spanischen Bühnenbildner angeschaut hast. Alles klar – du bist hoffnungslos hetero. Niemand ist fehlerfrei.«

Man kann auch in solchen Situationen gemeinsam lachen.

»Ich habe mir keinen Augenblick lang Hoffnungen gemacht. Außerdem bin ich daran gewöhnt, unglücklich verliebt zu sein. In Zeiten wie diesen ist die Angst größer als die Liebe. Meine Art von Liebe.«

Homosexuelle Liebe ist genauso gefährlich wie Witze über Hitler.

Die Kollegin, die sie eigentlich kaum kannte, hob für sie Geld vom Bankkonto ab. Ging sogar in ihre Wohnung, um ein paar persönliche Sachen und den Schmuck abzuholen. Riskierte viel.

»Glaub mir, sie haben deinen Vater bewusst zu einer Zeit geholt, wo du nicht da warst. Immerhin kennen dich die Wiener Opernbesucher. Du weißt doch, Publikums-
liebliche sind hier sakrosankt. Max Lorenz zeigt sich mit seiner jüdischen Ehefrau Lotte sogar in der Öffentlichkeit. Sie steht unter dem persönlichen Schutz Görings. Oder denk an Hans Moser. Seine Frau Blanca ist auch Jüdin. Und sie lebt. Sogar ohne den Vermerk »Sara« in ihrem Pass. Und du weißt, wie sie Hitler öffentlich genannt hat.

»Die Frage ist, ob es ausreicht, dass sie mich mögen. Meinem Vater hat es jedenfalls nicht geholfen.«

»Mach dir nicht zu viele Sorgen. Er ist Arzt. Und Ärzte braucht man. Besonders in diesen Lagern.«

Später organisierte die Kollegin sogar eine sichere Mitfahrgelegenheit nach Italien.

»Hier sind die Schlüssel. In der Wohnung nebenan wohnt Maria. Du kannst ihr vertrauen. Nur ihr, niemandem sonst. Ich habe mit ihr telefoniert. Du nimmst einfach den Platz ihrer Cousine ein, die nach Amerika ausgewandert ist. Ja und noch etwas: Sing nicht unter der Dusche.«

»Ich soll WAS nicht?«

»Unter der Dusche singen. Du singst nicht wie Marias Cousine. Glaub mir.«